

Pastoren an Kreuzkirche und Schlosskirche

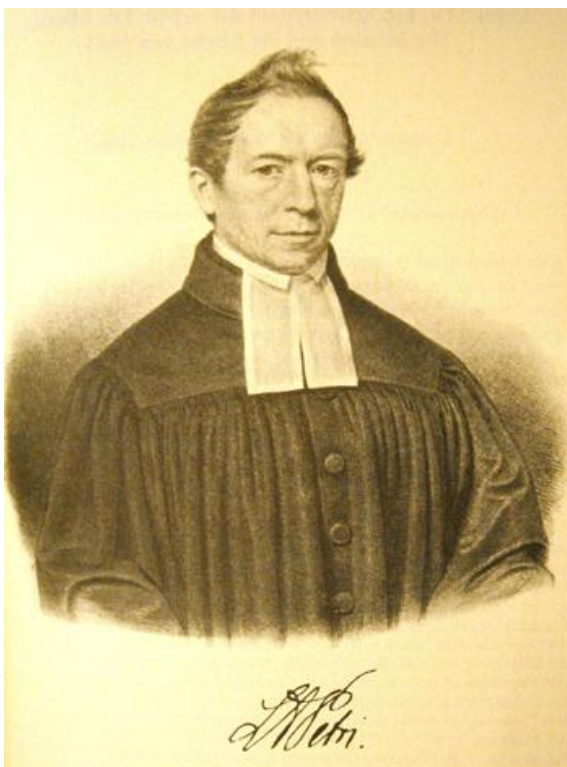
Aus: E. Rohde,

Prediger und Seelsorger. Lebensbilder hannoverscher Pastoren

Band 2, Hannover 1962, 17–22

Ludwig Adolf Petri, Pastor an der Kreuzkirche 1829-1873

Als Stern erster Größe leuchtet unter den Predigern der Stadt Hannover der Name Petris, des langjährigen



Seelsorgers an der Kreuzkirche. Er gehört neben Uhlhorn und anderen zu den Erneuerern des kirchlichen und gottesdienstlichen Lebens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht nur in der Stadt, sondern im ganzen niedersächsischen Bereich.

Ludwig Adolf Petri war 1803 im Pfarrhause zu Lüthorst im Solling geboren als jüngstes von dreizehn Kindern des dortigen Pastor H. Chr. Petri, der selber einem alten thüringischen Predigergeschlecht entstammte. Schon sechs Jahre nach der Geburt des Kindes starb der Vater. Aber da der älteste Sohn zu seinem Nachfolger berufen wurde, konnte der jüngste Bruder noch eine Zeitlang im Elternhause bleiben. Früh schon zeigten sich bei dem von Geburt an schwächlichen Kinde die großen geistigen Gaben, die später den Mann auszeichneten. Auf dem Gymnasium zu Holzminden wurde ihm bezeugt, dass er außergewöhnliche Anlagen erkennen lasse, die sich in rascher Auffassungsgabe und folgerichtigem Denken zeigten. 1824 bezog er die Universität Göttingen, bestand vier Jahre später mit Auszeichnung die zweite theologische Prüfung und wurde

nach kurzer Tätigkeit als Hauslehrer 1829 zum Hilfsprediger an der Kreuzkirche berufen.

Mit diesem Amt waren zwei weitere Aufgaben verbunden, die dazu beitrugen, Petris Namen und Bedeutung in Hannover schon früh zur Geltung zu bringen: die Leitung exegetischer Übungen am Hannoverschen Predigerseminar und die Erteilung des Religionsunterrichts in den oberen Klassen des Gymnasiums. Beides führte ihn weit tiefer noch als das Universitätsstudium zu eingehender Beschäftigung mit den theologischen Wissenschaften und legte den Grund zu seiner späteren Führerstellung in den kirchlichen und theologischen Streitigkeiten um die Mitte des Jahrhunderts. Dass sich in diesen Jahren auch eine Wandlung in Petris Innenleben vollzog, zeigt eine Erinnerung zweier, später mit Petri eng verbundener Männer, Oberjustizrat Meyer und Legationsrat v. Arnswaldt, die wir einer Mitteilung des ersteren verdanken. Beide fühlten sich von den stark rationalistisch gefärbten Predigten der hannoverschen Pastoren nicht befriedigt und waren zu dem ihnen warm empfohlenen Kollaborator Petri in die Kreuzkirche gegangen. Sie wurden in ihrer Hoffnung, bessere und kräftigere geistliche Nahrung zu erhalten, enttäuscht, und Meyer erzählt, dass Arnswaldt, als sie die Kirche verließen, zu ihm gesagt habe: „Ach, es war wieder nichts, zu dem wollen wir nicht wieder hingehen.“ Wenige Jahre später gehörten beide Männer zu Petris engstem Freundeskreis und zu den treuesten Besuchern seiner Gottesdienste.



Sieben Jahre hat Petri das bescheidene, wenig einträgliche Amt als Hilfsprediger bekleidet. Aber seine vielseitige außeramtliche Tätigkeit, seine Veröffentlichungen auf dem Gebiet des Schulwesens und der Kirchenpolitik lenkten bald, auch außerhalb Hannovers, die Aufmerksamkeit auf den jungen Geistlichen. Hildesheim bemühte sich um ihn, auch von Bremen kann ein ehrenvoller Ruf. Das wurde zum Anlass, dass Magistrat und Kirchenbehörde in Hannover nun auch ihrerseits Sorge trugen, den zu ständig wachsendem Ansehen gelangenden Prediger ihrer Stadt zu erhalten. Die Kollaboratur an der Kreuzkirche wurde wieder in eine zweite Pfarrstelle umgewandelt; im Herbst 1836 wurde Petri einstimmig zum zweiten Pastor an St. Crucis gewählt und nahm, dankbar für das ihm geschenkte Vertrauen und in der Überzeugung, dass hier ein Ruf des Herrn der Kirche an ihn erging, die Wahl an.

Ein neuer Abschnitt in Petris Leben begann mit dem Tage seiner Einführung Neujahr 1837. „Bis hierher hat mich Gott aus Gnaden gebracht“, schrieb er am Abend des Einführungstages in sein damals begonnenes Tagebuch. „Er wolle mich ferner nicht verlassen und mich recht gläubig, dankbar und demütig machen.“ Aus dem verhältnismäßig engen Kreis der Hilfspredigergeschäfte trat er in die breitere Öffentlichkeit. Sein Ruf als Prediger verbreitete sich mehr und mehr, seine Bücher und Schriften wurden gelesen und beachtet, und wenn man Berichte und Äußerungen der Zeitgenossen über die Wirkungen, die von Petris Tätigkeit ausgingen, liest, wird man jene Bitte in seinem Tagebuch um Bewahrung vor Hochmut und Überheblichkeit verstehen. Die Predigten wurden nachgeschrieben und gingen von Hand zu Hand. Mit Freuden wurde 1838 die Drucklegung eines ersten Bandes unter dem Titel „vom Worte des Lebens“ begrüßt.

Ein Jahr später erhielt Petri von der theologischen Fakultät der Universität Marburg das Angebot, die frei gewordene Stelle eines Professors der praktischen Theologie zu übernehmen: „Es werde der Fakultät sowohl zur Zierde als zur innigen Freude gereiche“, schrieb ihm der Dekan, „wenn es ihr gelänge, ihn zu gewinnen.“ Indes, Petri fühlte sich bereits zu fest mit seiner hannoverschen Gemeinde verbunden und lehnte ab. Er hatte in den beiden Jahren seit seiner Wahl so reiche Früchte seiner pfarramtlichen Tätigkeit sehen dürfen, dass er, wie er in seiner Antwort auf den Ruf aus Marburg schrieb, darin die göttliche Bestätigung seines Berufs als Prediger finden müsse. Nicht minder ehrenvoll für ihn war im Jahre 1842 die Verleihung der theologischen Doktorwürde aus Anlass der Jubelfeier der Universität Erlangen.

Im geistlichen Stadtministerium, dem Kollegium der innerstädtischen Pastoren, setzte sich Petri mit Nachdruck und Erfolg für eine Neugestaltung der Gottesdienste ein. Es war sein Streben, sie liturgisch reicher auszustatten und die Gemeinde zu lebendiger Beteiligung zu erziehen. Der Gemeindegottesdienst damals wurde als schleppend und eintönig empfunden, der Gottesdienst war ohne jeden liturgischen Schmuck.

Besonders am Herzen lag ihm die Wiedereinführung der alten rhythmischen Art des Singens, wobei er freilich in seiner Gemeinde auf Widerstand stieß. Es ist für uns, die wir heute, hundert Jahre später, wieder bemüht sind, die rhythmische Singweise in unseren Gottesdiensten einzuführen, nicht uninteressant, den Gedankengängen zu folgen, in denen Petri seiner Gemeinde das neue Singen lieb zu machen suchte. Er erinnert an die Zeit des Kirchengesangs zu Luthers Zeit. „Damals machte man nicht alle Töne einer Melodie gleich lang und gleich kurz – was auch heute noch außerhalb der Kirche kein Mensch singen nennen würde -, sondern wie das Herz bald lauter, bald leiser, bald schneller, bald langsamer schlägt, jetzt vor Furcht fast stillsteht und jetzt vor Freuden in Sprüngen geht, so war auch das Lied, das aus dem Herzen floss, lieblich bewegt und mannigfach gewechselt. ... Das Singen war eine Lust, eine Erquickung, ein Auffahren mit Flügeln, während es jetzt eine Last, eine Arbeit, eine Abmattung ist, dass man schon nach dem zweiten oder dritten Verse ein Ende muss herbeiwünschen. ... Die Gemeinde sei gebeten, sich durch das ungewohnte des frischen, fröhlichen Gesanges nicht gleich verleiten zu lassen zu sagen, das sei weltlich. Ist es doch zweihundert Jahre nicht weltlich gewesen, und das waren dazu die Jahre, wo der Strom des geistlichen Liedes hoch



und voll daherzog. Wir haben unsere geistliche Singweise so verdorben, dass niemand außerhalb der Kirche zu singen Lust hat, und in der Kirche jedermann am langen Singen Unlust trägt.“

Petri drang damals mit seinen Bestrebungen nicht durch; er musste sich sogar einen Verweis von seiner Behörde und einen Spottvers in der Öffentlichkeit gefallen lassen. Aber einen frischen und fröhlicheren Gemeindegesang herbeizuführen, ist ihm doch gelungen. Zeitgenössische Pastoren, die von auswärts kamen, hatten ihre Freude daran und haben bezeugt, die Kreuzkirche sei auch in Bezug auf den Kirchengesang ein Muster für die ganze Landeskirche. Freunde Petris berichten, dass er sich jahrelang mit den Vorarbeiten zum Entwurf eines neuen Gesangbuches mit stärkerer Berücksichtigung des alten Liedgutes aus der Reformationszeit beschäftigt habe. Aber die hernach im Katechismusstreit gemachten Erfahrungen hätten ihm Mut und Lust dazu verdorben. Die Einführung des Gesangbuches von 1883 hat er nicht mehr erlebt, aber es trägt den Stempel seines Geistes; die Männer, die es in sorgsamer Arbeit zusammengetragen haben, sind in vielen Stücken seinen dreißig Jahre früher ausgesprochenen Gedanken und Anregungen gefolgt.

Auf die Gottesdienste in der Kreuzkirche geht auch die lange Jahre außer Gebrauch gesetzte Ordnung zurück, nach welcher die Gemeinde beim Hören der biblischen Lesungen sich erhebt. Einzelne Kirchenbesucher hatten damit begonnen, regelmäßig beim Verlesen des Bibelwortes aufzustehen. Das veranlasste Petri, eines sonntags vor der Vorlesung die ganze Gemeinde zu bitten, sich von ihren Sitzen zu erheben, wenn das Gotteswort verlesen werden, gemäß der Erzählung aus dem Buche Nehemia: „Und Esra tat das Buch auf vor dem ganzen Volk, und da er es auftrat, stand alles Volk“ (Nehemia 8,5). Danach erhob sich die ganze Gemeinde und hörte stehend die Lesung des Evangeliums an. Der Eindruck war tief und nachhaltig, und die Folge war, dass bald auch die anderen Kirchen dem Beispiel folgten und die alte Ordnung in ihren Gottesdiensten wieder einführten.

Viele Jahre in Petris Leben, besonders die nach der Gründung seines „Zeitblattes“, 1848, waren Kampffahre, in denen er als Führer der konfessionell gerichteten Kreise der Landeskirche seine Aufgabe darin sah, diese Kreise zu sammeln und zu stärken. An Gegnern hat es ihm nicht gefehlt. „Ich komme mir vor wie eine Scheibe auf dem Freischießen“, schrieb er einmal einem Freunde. Er verstand es aber auch, scharf und treffsicher zurückzuschlagen. Zwei Amtsbrüder aus Einbeck hatten ihn aus Anlass eines von ihm veröffentlichten Artikels herzlich gebeten, er möge „seine hohen Geistesgaben mit mehr Lindigkeit und weniger Bitterkeit im Dienst des Herrn verwenden“. Petri erwiderte: „Gott braucht nicht nur linde Ölbäume, sondern auch Stechpalmen, denn er hat beide geschaffen; aber freilich, jene werden gepriesen und diese gescholten.“

Dass der streitbare Kämpfer für die Reinheit der lutherischen Lehre seinen Freunden und Hausgenossen gegenüber von herzugewinnender Güte und Freundlichkeit sein konnte, bezeugen nicht nur seine Kollaboratoren, die bei ihm im Hause wohnten, sondern auch zahlreiche Briefe von ihm, in denen ein warmes, seelsorgerlich mitfühlendes Herz schlägt. Tägliche Besuche in den Häusern zu machen, war ihm, dem von Jugend auf durch körperliche Schwachheit und Anfälligkeit Belasteten, versagt. Es war ihm auch nicht gegeben, unkirchliche, ihm innerlich fremde Menschen zu gewinnen und auf sie einzuwirken. Er hat es schmerzlich empfunden, dass es ihm wegen seiner leiblichen und seelischen Veranlagung nicht möglich war, dem Großteil der ihm anvertrauten Gemeindeglieder persönlich helfend und ratend näher zu kommen, und diesen Mangel auf andere Weise auszugleichen versucht.

War es ihm als Seelsorger nicht vergönnt, seine Gemeindeglieder in ihren Wohnungen aufzusuchen, so stand doch sein Haus und sein Herz stets denen offen, die ihn aufsuchten. Was sein Biograph und Großneffe E. Petri davon schreibt, ist mir seinerzeit auch von meinem Vater bestätigt: „Von seiner Stube haben alle, die eingetreten sind, etwas mitgenommen, was ihrer Seele und ihrer innerlichen Erbauung diensam war. Seine Stube ist eine Brunnenstube

gewesen, von der aus Ströme lebendigen Wassers geflossen sind, in die nächste Umgebung wie in die entferntesten Kreise.“

Persönliches Leid ist ihm, auch abgesehen von seinen körperlichen Gebrechen, nicht erspart geblieben. Drei von vier ihm geschenkten Kindern starben in frühem Kindesalter. Auch den Tod seiner Gattin musste er erleben. Er selbst wurde durch zunehmende Altersbeschwerden, besonders durch sein Asthmaleiden, an das eigene Ende erinnert. Immer häufiger mussten ihn seine Kollaboratoren im Sonntagsgottesdienst vertreten. Am 17. Sonntag nach Trinitatis, dem 22. September 1872, hielt er seine letzte Predigt. Dann schwanden die Kräfte. Nach längerem Krankenlager kam Anfang Januar 1873 das Ende.

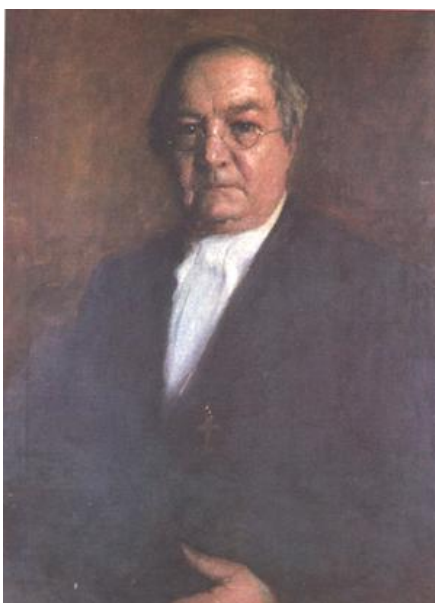
Bemerkenswert ist der Nachruf, den Senior Bödeker als Vorsitzender der Bezirkssynode Hannover 1873 seinem theologischen Gegner gewidmet hat: „Er hat in unserer Stadt und weit über ihre Grenzen hinaus eine mächtige Wirksamkeit ausgeübt. Was sein Predigtamt anbetrifft, so hatte man anfangs wenig Arg aus der unbedeutenden äußeren Erscheinung des bescheidenen Kollaborators an der Kreuzkirche. Aber die ihm zufallenden Festpredigten gaben ihm bald Gelegenheit, sich Anerkennung zu verschaffen, so dass sämtliche Kollegen ihn als den Geistreichsten und Gelehrtesten ihres Kreises anerkannten. Und wenn die Gemeinden von dem einen oder andern unter uns sagten, er predige anziehend oder geistreich oder rührend, so musste über ihn vor allen andern gesagt werden, dass er „gewaltig“ predigte und es besser als wir alle verstand, auch die Männer in die Kirche hineinzupredigen.“

Auf dem Strangrieder Friedhof liegt Petri begraben. Das schlichte Marmorkreuz trägt unter dem Namen als Inschrift die Worte aus dem letzten Kapitel des Neuen Testaments:

Seine Knechte werden ihm dienen und sehen sein Angesicht (Offenbarung 22,3).

Gerhard Uhlhorn, Abt zu Loccum und Schlossprediger in Hannover

Man könnte meinen, Abt Uhlhorn, einst in fast drei Jahrzehnten Führer der hannoverschen Landeskirche, weit



bekannt als Verfasser bedeutender wissenschaftlicher Werke, gehöre nicht hinein in die Erinnerungen an stadthannoversche Prediger und Seelsorger. Aber die Reihe wäre doch nicht vollständig, wenn sein Name darin fehlte. Denn Uhlhorn war nicht nur Kirchenführer und Gelehrter, er war mit ganzer Seele Prediger, und seine Kanzel stand in der Stadt Hannover. Seit er 1854 als Hilfsprediger an die Schlosskirche berufen wurde, hat eine ganze Generation hannoverscher Männer und Frauen unter seiner Kanzel gesessen. Und seine gedruckten Predigten haben ungezählte Pastoren in Stadt und Land Hannover aufs stärkste angeregt. Grund genug, um auch den heute Lebenden ins Gedächtnis zu rufen, wer Gerhard Uhlhorn war und was er insbesondere für das kirchliche Leben in unserer Stadt bedeutet hat.

Uhlhorn war, wie Senior Bödeker, ein Osnabrücker Kind, geboren daselbst am 17. Februar 1826 als Sohn eines Handwerkmeisters. Und wie Bödeker begann auch Uhlhorn seinen Weg als Repetent der theologischen Fakultät in Göttingen. Als er dann im Jahre 1852 als Privatdozent die erste Stufe der akademischen Laufbahn betrat, schien es, als sollte er mit der Universität für immer verbunden bleiben. Aber man war inzwischen auch in Hannover



aufmerksam geworden auf den jungen, ungewöhnlich begabten Dozenten, der durch seine Predigten in der Universitätskirche auch außerhalb der akademischen Kreise bekannt geworden war. 1854 erging an ihn der Ruf an die Schlosskirche in Hannover, zugleich mit dem Auftrag, als Konsistorialassessor in der Behörde mitzuarbeiten. Nur ungern hat Uhlhorn Göttingen verlassen. Begabung und Neigung hatten ihn zur Universität geführt, und seine Anfangserfolge waren wohl dazu angetan, ihn dort zu halten. Aber er sah in dem Ruf nach Hannover einen höheren Willen und war bereit, sich der Führung, die über seinem Leben waltete, unterzuordnen. Es ist ihm nicht leicht geworden, sich in Hannover einzuleben, und es wurde ihm auch nicht leicht gemacht. Aus den Briefen an seine Braut erfahren wir mancherlei von den Enttäuschungen, die er erlebte. Er hatte sich besonders auf die Predigtarbeit gefreut und musste nun erleben, dass ihm nur jeder fünfte Sonntag zugebilligt wurde; die anderen und außerdem alle Festtage blieben den beiden ersten Hofpredigern Leopold und Niemann vorbehalten, wir auch die meisten Amtshandlungen. Auch die Arbeit im Konsistorium befriedigte ihn nicht. „Heute war ich“, schreibt er am 10. Januar 1855, „in der ersten Konsistorialsitzung, von 9 bis 3½ Uhr. Hrrrr, welche Langeweile! Immer auf demselben Stuhl sitzen, Dinge anhören, die ich kaum halb verstand und von denen auch kaum ein Zehntel irgend an das Geistliche streifte. Das wird noch Geduld kosten, bis ich mich eingewöhne. Lieber den ganzen Tag arbeiten, recht ordentlich, als so halb, als so eine Sitzung.“ – Als seine Bitten um vermehrte Predigtstätigkeit ohne Erfolg bleiben, schreibt er kurz entschlossen an den Minister. „Was mich bestimmte, die mir lieb gewordene Stellung aufzugeben, war die Aussicht, dass sich mir hier ein weiteres Feld der Tätigkeit öffnen würde. In dieser Hoffnung sehe ich mich gründlich getäuscht, sehe mich in eine Wirksamkeit gedrängt, die gegenüber meiner Göttinger Wirksamkeit wie ein Nichtstun erscheinen muss.“

Das Schreiben wurde dem König vorgelegt, und dieser bestimmte, dass Uhlhorn von nun an jede dritte Predigt erhalte. Gerade um jene Zeit hatte die theologische Fakultät den Antrag gestellt, ihm eine Professur an der Göttingen Universität zu übertragen. Aber der König will ihn nicht fortlassen, und der Antrag wird abgelehnt. Eine schmerzliche Entscheidung für Uhlhorn. „Da ist nun“, schreibt er an die Braut, „das liebste, beste, was ich mir immer ausgemalt, die Stellung, der meine heißen Wünsche zuliefen, - und weil ich ein Vierteljahr zu früh davon genommen bin, ist die Tür verschlossen.“ Einen Blick in sein Innerstes lassen die nachfolgenden Worte des Briefes tun: „Es ist ein Leid, das der Herr schickt, das muss ertragen sein. Ich bin still und ergeben; Gott wird helfen, dass ich's bleibe.“

Sehr bald schon sollte sich der Wirkungskreis, der ihm so gering und unbedeutend erscheinen musste, erweitern. König Georg hatte die Begabung seines jüngsten Hofpredigers schon bei seiner Antrittspredigt erkannt; er wusste wohl, warum er ihn nicht nach Göttingen lassen wollte. Als Konsistorialrat Niemann sein Amt als Schlossprediger 1857 niederlegte, um sich ganz der Verwaltung zu widmen, rückte Uhlhorn in seine Stelle ein und trat dadurch auch in nähere Verbindung mit der königlichen Familie. Der König vertraute ihm die geistliche Führung des Kronprinzen an, der 1862 von Uhlhorn konfirmiert wurde, ebenso wie zwei Jahre später die Prinzessinnen Mary und Friederike. Von besonderer Bedeutung für Hannover und die Landeskirche wurde seine Stellung zur Königin Marie, die ihm schon früh ihre Gunst zuwandte und oft seinen Rat und seine Meinung in kirchlichen Fragen erbat. Ihr Andenken lebt noch heute in der niedersächsischen Bevölkerung fort als das einer vorbildlich treuen, frommen Gattin und Mutter. Ihrem Herzen entsprang der Gedanke der Gründung eines Diakonissenhauses. Als sie von ihrer Großmutter, der Herzogin Henriette von Württemberg, ein größeres Kapital erbte, bestimmte sie das Geld zur Gründung eines Mutterhauses, das bisher in Hannover noch fehlte. Sie weihte sogleich Uhlhorn in ihre Absichten ein, und dieser ging mit Freuden an die Arbeit, um den Plan zur Ausführung zu bringen. So entstand im Jahre 1860 das Henrietenstift, dem Uhlhorn in den schwierigen Anfangsjahren seine besondere Liebe und seine Arbeitskraft zugewandt hat. Ihm diente er jahrelang als Seelsorger, hielt Unterricht und Bibelstunden, entfaltete eine unermüdliche Werbetätigkeit für



die Sache der weiblichen Diakonie und gab dem Stift schließlich in dem von ihm berufenen Pastor Büttner den Mann, unter dessen Leitung das Henriettenstift zu der Segensstätte wurde, die in über hundert Jahren Hunderte von Töchtern unseres Landes zum Dienst barmherziger Liebe an Kranken und Leidenden herangebildet hat.

Als Uhlhorn in die zweite Hofpredigerstelle einrückte, wuchs der Kreis seiner Zuhörer rasch. „Mein hiesiges Leben“, schreibt er, „fängt an, sich durch das neue Amt neu zu gestalten, und ich darf mit Dank gegen Gott anerkennen, dass ich mich täglich wohler im Pfarramt fühle.“ Über seine Predigtweise urteilt ein Hörer aus jener Zeit: „Es war etwas durchaus Neues mit dem kleinen, schlichten Manne in die Schlosskirche gekommen. Solch klare, allgemein verständliche Verkündigung hatte man noch nie gehört; es fehlte die auf der Hofkanzel sonst übliche Eleganz der Rede; und doch war nichts Plattes in seiner Redeweise. Die vollendete Einfachheit der Darstellung war gepaart mit edler Erbaulichkeit. Wer einmal unter seiner Kanzel saß, den ließ er nicht los; was Text und Zeit, was die Lage und der Weltlauf zu sagen hatte, das brachte er der immer zahlreicher sich sammelnden Gemeinde ans Herz.“

Auch der Arbeitskreis in der Behörde weitete sich. Ihm wurde die Bearbeitung der Fragen übertragen, welche die geistliche Versorgung in den rasch wachsenden Stadtgebieten vor den Toren Hannovers behandelten. Hier wurde seine Tätigkeit in die Richtung geleitet, in deren Verfolg unter seiner sicheren und weitschauenden Führung später so Großes erreicht wurde. Der Anfang wurde gemacht mit der Christugemeinde. Dass sie schon früh ihr eigenes schönes Gotteshaus erhielt, ist dem Entschlusse Georgs V. zu verdanken, persönlich die Mittel zum Bau bereitzustellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass bei den nahen Beziehungen Uhlhorns zur königlichen Familie seine Vorstellungen über die Dringlichkeit der kirchlichen Versorgung der Vorstadt beim König diesen Entschluss zur Reife gebracht haben.

Uhlhorns Bedeutung für die Geschichte unserer Landeskirche, sein Einfluss auf die Gestaltung ihrer synodalen Einrichtungen, auf ihr gottesdienstliches Leben in Liturgie, Predigt und Gemeindegesang kann hier nur kurz berührt werden. Wer im kirchlichen Leben ein Amt bekleidet, sei es in der Verwaltung oder in der Gemeinde oder in der Inneren Mission, stößt überall auf die Spuren seines weit verzweigten Wirkens. Auch seine Schriften und Vorträge sind noch nicht veraltet. Aus einer Reihe von Vorträgen in den siebziger Jahren entstand „der Kampf des Christentums mit dem Heidentum“, wohl das bekannteste und meistgelesene seiner Bücher, meisterhaft geschrieben und fesselnd von der ersten bis zur letzten Seite. Die dreibändige „Geschichte der christlichen Liebestätigkeit“ ist grundlegend für alle weitere Arbeit auf diesem Gebiet.

An Anerkennung und Ehrungen aller Art hat es nicht gefehlt. Schon mit 31 Jahren erhielt er von der Universität Göttingen die theologische Doktorwürde, und die juristische Fakultät würdigte später seine Verdienste auf dem Gebiet der Verwaltung durch die Ernennung zur Dr. juris ehrenhalber. Als der Abt Rupstein 1876 gestorben war, wählte der Konvent des Klosters Loccum ihn zum Abt und damit zum geistlichen Oberhaupt der Landeskirche.

Verehrung und Liebe erfuhr der Dreiundsiebzigjährige am Tages seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums im April 1899. Abordnungen und Vertreter aus allen Kreisen des Hannoverlandes hatten sich dazu im Loccumer Hof eingefunden. Aus den zahlreichen Glückwunschartikeln seien hier nur einige Sätze aus dem Schreiben des Magistrats der Stadt Hannover mitgeteilt, die Stadtsyndikus Eyl verlas: „Es drängt uns vor allem die Erkenntnis Ihrer großen Verdienste auf kirchlichem und wissenschaftlichem Gebiet zur Bezeugung aufrichtiger Dankbarkeit und warmer Anerkennung. Wir gedenken der vielseitigen Tätigkeit auf dem Gebiet der Geschichte unserer engeren Heimat, für welche Sie stets noch Zeit und Muße finden konnten.“

Die anerkennenden Worte werden den Jubilar umso mehr erfreut haben, als die Hannoveraner ihm nicht zu allen Zeiten wohlgesinnt waren. 1862, im Katechismussturm, hatten sie ihm die Fenster eingeworfen und ihn auf der Straße tätlich angegriffen, weil sie meinten, durch Uhlhorns Haltung in ihrer Glaubensfreiheit bedroht zu sein. Nun, das lag



weit zurück, und Uhlhorn hat es seinen irregeleiteten Mitbürgern nicht nachgetragen. Bei dem Festmahl, das am Jubiläumstage ihm zu Ehren in Kastens Hotel stattfand, erwiderte der Abt auf eine der Tischreden, die seine Tätigkeit in Hannover hervorhob, dass er seinerzeit zwar nicht gern nach Hannover gegangen, sondern lieber in Göttingen geblieben wäre. Er sei aber doch für diese Führung dankbar und habe stets gern in Hannover gewirkt. Er schloss mit dem Wunsche, dass Hannover immer eine kirchliche Stadt bleiben und noch viele neue Kirchen erhalten möge. Abt Uhlhorn starb, zwei Jahre nach seinem Jubiläum, am Abend des dritten Adventssonntages 1901 im 75. Lebensjahre. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er noch, seiner Hausordnung gemäß, mit den Seinen die Abendandacht gehalten. Wenige Stunden später setzte ein Herzschlag seinem Leben ein Ziel.